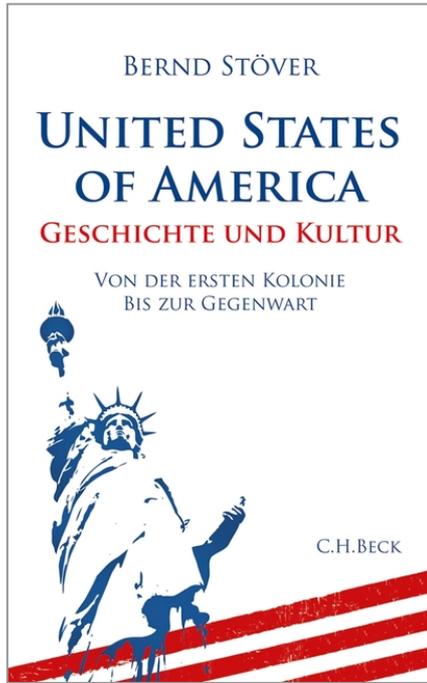


**Unverkäufliche Leseprobe**



**Bernd Stöver**  
**United States of America**  
Geschichte und Kultur  
Von der ersten Kolonie bis zur Gegenwart

763 Seiten, Gebunden  
ISBN: 978-3-406-63967-8

Weitere Informationen finden Sie hier:  
<http://www.chbeck.de/10282824>

### **Ideologie des Erfolgs: Der Selfmademan**

Die Wahlen 1828 hatte Andrew Jackson mit dem Image eines erfolgreichen amerikanischen Selfmademan für sich entscheiden können. Dies war aber nur gelungen, weil sich das Bild des Tat- und Erfolgsmenschen bereits über zweihundert Jahre als eines der festen Ideale in der US-Gesellschaft verankert hatte. Es ging auf Calvins Idee zurück, dass göttliche Prädestination, die Erwähltheit des Einzelnen, sich aus seinem individuellen Erfolg ablesen lasse. Die zentralen puritanischen Ideologen des 17. Jahrhunderts wie Cotton Mather oder John Winthrop hatten den Gedanken weiter ausgebaut und begründet. Im 19. Jahrhundert war er bereits so verbreitet, dass auch Alexis de Tocqueville 1835 begeistert den

seiner Meinung nach tatsächlich besonders ausgebildeten persönlichen Erfolgswillen «der Amerikaner» feierte, die sogar den Staat, so glaubte er, eigentlich gar nicht mehr benötigten.<sup>78</sup> «Furchtlos vertraut er seinen eigenen Kräften, die ihn allem gewachsen zu sein scheinen ... Auf die Dauer ... übertrifft das Ergebnis all dieser persönlichen Unternehmungen bei Weitem das, was der Staat auszurichten vermöchte.» Dies funktioniere, so Tocqueville weiter, aber nur deshalb so gut, weil dahinter die Überzeugung stehe, dass sich aus individuellem Nutzen letztendlich das Wohl der Gemeinschaft entwickle. «In ihren Erfolgen glaubt er sein eigenes Werk zu erkennen, und er ist stolz darauf; und er freut sich über das allgemeine Wohlergehen, das ihm zugute kommt.»

**Das «American System»** Appelle an den Leistungswillen des Einzelnen und der Versuch, den ökonomischen Egoismus zu mobilisieren, zeichneten dieses «American System» aus, wie es der Außenminister im Kabinett Adams, Henry Clay, in den 1820er Jahren nannte. Gleichwohl war auch damals der Staat ganz und gar nicht so untätig, wie Tocqueville es unterstellte. Immerhin verschenkte die Bundesregierung unter anderem in erheblichem Umfang öffentliches Land, mit dem private Unternehmer die Infrastruktur ausbauen sollten. Darüber hinaus lockten Subventionen, die das unternehmerische Risiko weiter verringerten. Im Rückblick gesehen war dies wohl tatsächlich der schnellste Weg, das weite Land verkehrstechnisch zu erschließen.

Beispiele für den Erfolg des Amerikanischen Systems gab es schon vor dem Vergoldeten Zeitalter reichlich. In der Zeit nach dem Bürgerkrieg wurde die Idee allerdings besonders stark ausgereizt, was Max Weber schließlich zu seiner 1904/05 veröffentlichten These brachte, «die protestantische Ethik» sei Voraussetzung für die Entwicklung des «Geist[s] des Kapitalismus», den man in den USA am deutlichsten beobachten könne.<sup>79</sup> Weber hatte seine Überlegungen zwar bereits in den 1890er Jahren begonnen und war durch Arbeiten Werner Sombarts und anderer Autoren, die ebenso vom amerikanischen Aufbauwunder beeindruckt waren, in seiner Auffassung bestärkt worden. Die persönlich-empirische Bestätigung seiner These von der säkularisierten, aber auch asketischen protestantischen Wirtschaftsethik fand Weber indes wohl erst 1904, als er unter anderem auf der Weltausstellung in St. Louis weilte.<sup>80</sup> Als besonders prägnantes Beispiel für den personifizierten «Geist des Kapitalismus» galt ihm Benjamin Franklin, aus dessen Schriften er zahlreiche einschlägige Zitate, wie etwa «bedenke, dass die Zeit

Geld ist», als Belege zusammentrug.<sup>81</sup> Franklin hielt er für einen frühen zentralen Vertreter eines «modernen Kapitalismus», bei dem der «Erwerb von Geld und immer mehr Geld, unter strengster Vermeidung alles unbefangenen Genießens ..., rein als Selbstzweck gedacht» sei. Im «Erwerb» sah Weber gerade auch bei Franklin die Tradition des Calvinismus und gleichzeitig den Motor der USA zur ständigen Expansion.

In den Vereinigten Staaten schien es tatsächlich viel einfacher als in anderen Teilen der Welt, den wirtschaftlichen und sozialen Aufstieg zu schaffen – und dies im Wesentlichen unabhängig von der Herkunft, die in Europa und Asien bis weit ins 20. Jahrhundert hinein bestimmte Aufstiegsmöglichkeiten erst gar nicht zuließ. Die Zugehörigkeit zum Adel etwa, die auch zu Lebzeiten Webers in Deutschland noch rigoros den Zugang zu bestimmten gesellschaftlichen Positionen regelte, war in den USA zumindest keine generelle Privilegierung, es sei denn, der Adlige war vor der Staatsgründung der USA etwa von London oder Paris mit Ländereien belehnt worden. In den Südstaaten hatte sich, wie gezeigt, über den Landbesitz tatsächlich so etwas wie eine Gentry herausgebildet, die, mit finanziellen Möglichkeiten ausgestattet und einen besonderen Lebensstil pflegend, als privilegierte «Südstaatenaristokratie» auftrat und sich noch bis weit in die Zeit nach dem Bürgerkrieg in gesellschaftlich-moralischer Hinsicht dem industrialisierten und «asketisch» verstandenen Norden überlegen fühlte. Doch auch dort war so etwas wie ein «Adel» entstanden. Tocqueville hatte, wie er in seinem 1840 erschienenen zweiten Band der *Démocratie en Amérique* zeigte, bereits vermutet, dass die amerikanische Form der Demokratie nicht nur «den Aufstieg der Industrie begünstigt und die Zahl der Industriellen ins Maßlose vermehrt», sondern sogar eine eigene Form der Aristokratie schaffen wird.<sup>82</sup> «Der Herr und Arbeiter haben hierin demnach nichts Ähnliches, und jeden Tag werden sie verschiedenartiger ... Im Ganzen genommen ist, glaube ich, die Aristokratie der Fabrikanten, die wir vor unseren Augen entstehen sehen, eine der härtesten, die auf Erden erschienen ist ...».

**«From Rags to Riches»** Empirische Belege für den wirtschaftlichen Erfolg, auch für den geradezu sprichwörtlich in den USA möglichen Aufstieg «vom Tellerwäscher zu Millionär», gab es tatsächlich nicht wenige, und man findet sie bis heute, wie der Aufstieg des Computerentwicklers Bill Gates im späten 20. Jahrhundert besonders deutlich zeigt. Im 19. Jahrhundert gehörten zu dieser Art Heroen insbesondere John D. Rockefeller, Cornelius Vanderbilt und Andrew Carnegie, die, aus ärmlich-

ten Verhältnissen kommend, es schafften, zu den drei reichsten Männern ihrer Zeit zu werden. Insbesondere Rockefeller wurde zum sprichwörtlichen Synonym für Reichtum. Sein Vater musste sich noch zeitlebens in verschiedenen schlecht bezahlten Berufen, wie etwa als Holzfäller oder fahrender Händler bemühen, seine achtköpfige Familie zu ernähren.<sup>83</sup> Carnegies Vater trat, nachdem er in Schottland als Weber kein Auskommen mehr gefunden hatte, 1848 die Reise in die USA an.<sup>84</sup> Vanderbilts Vater konnte als Fährunternehmer seine Familie ebenfalls nur mehr schlecht als recht ernähren.<sup>85</sup> Ihnen allen war zudem gemeinsam, dass sie frühzeitig berufstätige «Selfmademen» wurden: Vanderbilt verließ die Schule mit elf Jahren, um mit 16 Jahren ein kleines Transportunternehmen im New Yorker Hafen zu besitzen. Carnegie startete mit 13 Jahren in einer Weberei und war zwei Jahre später schon zum Angestellten in einer Telegraphengesellschaft aufgestiegen. Rockefeller begann mit 16 Jahren als Hilfsbuchhalter und konnte sich 19-jährig bereits Teilhaber einer Maklerfirma nennen.

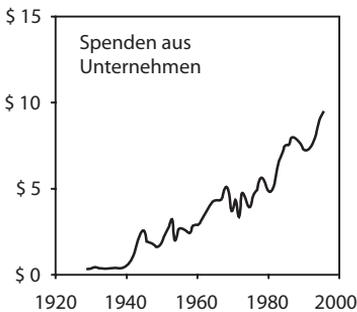
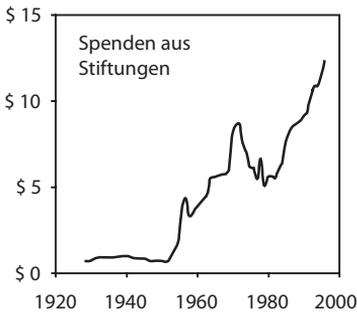
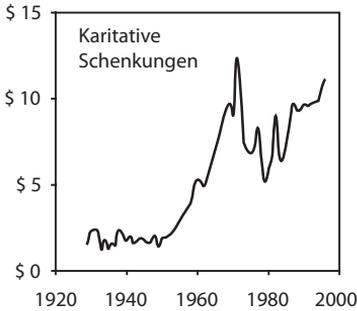
Zum Erfolgsgeheimnis aller drei gehörte, dass sie neben Fleiß, Risikofreude, Glück und einem Gefühl für den richtigen Moment ein gerüteltes Maß an Skrupellosigkeit besaßen. Vanderbilts Satz an seinen damaligen Geschäftspartner Charles Morgan: «Mein Herr! Sie haben es gewagt, mich zu betrügen. Ich werde nicht klagen, denn die Justiz ist zu langsam. Ich werde Sie ruinieren. Hochachtungsvoll, Ihr Cornelius Vanderbilt», ist immer als Hinweis auf seinen Charakter gewertet worden.<sup>86</sup> Vanderbilt erweiterte sein Transportgeschäft kontinuierlich und stieg 1817 auch in die Dampfschiffahrt ein, wobei ihm die Common-Man-Rhetorik der Jackson-Zeit entgegenkam, die er auch für die Werbung seiner People's-Schiffahrtlinie verwendete. Deren niedrige Preise waren tatsächlich unschlagbar. Die dominierende Stellung in der Dampfschiffahrtsbranche an der Ostküste und schließlich im Mittelamerikageschäft, die ihm den Einstieg ins noch lukrativere Eisenbahngeschäft erlaubte, machte ihn wirklich reich.

Rockefeller entdeckte für sich etwa zur gleichen Zeit eine andere Goldgrube. Seit 1858 kaufte, verarbeitete und transportierte er Erdöl, das andere förderten. 1870 gründete er dafür seine Standard Oil Company, die sich mit dem zunehmenden Energiebedarf der US-Gesellschaft in kurzer Zeit so weit in andere Geschäftsfelder ausdehnte, dass die US-Regierung sich schließlich veranlasst sah, dagegen mit eigens für Rockefeller entwickelten Anti-Monopol-Gesetzen vorzugehen. 1911 wurde sein Firmenimperium in Einzelunternehmen zerlegt. Trotzdem wurde sein

Vermögen bei seinem Tod 1937 auf rund 1,4 Milliarden US-Dollar geschätzt, was ihn, nach aktueller Kaufkraft berechnet, bis heute zum reichsten Menschen macht, der jemals gelebt hat.<sup>87</sup>

Andrew Carnegie, der zu seiner Zeit drittreichste Mensch der Welt, häufte sein Vermögen in der Eisen- und Stahlindustrie an, obwohl auch er zunächst im Eisenbahngeschäft tätig war. Bei der Eisenbahn war er schnell zum Chef der Westküstenabteilung der Pennsylvania Railroad aufgestiegen. Im boomenden Gilded Age entschied er sich 1873, sein erstes eigenes Eisen- und Stahlwerk zu errichten, das zum Kernstück seines Wirtschaftsimperiums wurde, bis er Ende der 1880er Jahre beschloss, sich zurückzuziehen, und 1901 sein Geschäft komplett an den Bankier John Pierpont Morgan verkaufte. Dessen damals als gigantisch empfundenen Investment von rund 480 Millionen Dollar gilt heute neben der Finanzierung der transkontinentalen Eisenbahn durch private Geldgeber als der Beginn des seit den 1980er Jahren besonders boomenden Markts des Risikokapitals, des Private Equity. Für Carnegie ging damit zwar ein Teil seines Lebenswerks in dem neuen Giganten U.S. Steel auf. Er selbst hatte allerdings zu diesem Zeitpunkt den Schwerpunkt seiner Aktivitäten bereits auf ein anderes Gebiet gelenkt, das er als eigentliche Hinterlassenschaft seines Lebens betrachtete: auf den Einsatz eines wesentlichen Teils seines Vermögens zum Nutzen der Allgemeinheit.

**Leistungsideologie** Mit dieser Entscheidung Carnegies begann ein bis heute andauernder gesellschaftlicher Trend unter den wohlhabendsten Bürgern in den USA, den man in Anlehnung an klassische antike Vorbilder Philanthropie nannte und dessen zentraler Inhalt darin bestand, Stiftungen für unterschiedlichste Zwecke zu gründen oder in das Erziehungswesen zu investieren. Wie bereits Carnegies 1889 vorgelegte Schrift *The Gospel of Wealth (Das Evangelium des Reichtums)* deutlich machte, stand dahinter eine komplexe Weltanschauung, die die traditionellen christlich-sozialen Werte der US-Gesellschaft mit den harten sozialdarwinistischen Thesen verknüpfte, wie sie auch sein Freund, der englische Philosoph Herbert Spencer, vertrat, der in den USA damit geradezu schulbildend wurde. Carnegie ging davon aus, dass die Bildung von Vermögen ein legitimes Recht sei. Es gebe, so Carnegie, eine schichten- und klassenübergreifende «Heiligkeit des Eigentums».<sup>88</sup> Die Bildung von Vermögen müsse jedem erlaubt sein, weil dies außer privatem auch gesellschaftlichen Nutzen bringe. Aber darüber hinaus erzeuge ein großes Vermögen automatisch soziale Verantwortung. Carnegies Kernsatz lau-



**Spenden in Milliarden Dollar  
1920–2000, aufgeschlüsselt nach  
Spendenart<sup>89</sup>**

tete: «Wer reich stirbt, stirbt in Schande.» Die Verbindung von beidem hieß leistungsabhängige Unterstützung.

Die Revolution, die Carnegie damit im gesellschaftlichen Denken des Gilded Age in der amerikanischen Oberschicht auslöste, ist nur dann in seiner Bedeutung zu verstehen, wenn man sich vor Augen hält, dass er nicht nur die gängige christliche Nächstenliebe in Frage stellte, die Unterstützung ohne Ansehen der Person vergeben wollte. Darüber hinaus

lenkte er den Blick auf die für die gesellschaftliche Anerkennung und die Weiterentwicklung der Gesellschaft produktive Verwendung von Kapital, die bislang eher vernachlässigt worden war. Carnegies Ideen wurden zum Einstieg in das professionelle Stiftungswesen, das sich nach und nach auch global durchsetzte.

War die gängige Repräsentationsform beruflichen Erfolgs wie auch des gesellschaftlichen Ansehens zu Zeiten Carnegies vor allem die ungehemmte Darstellung von Reichtum, die die demonstrative Zurückhaltung eines Thomas Jefferson beim Bau seines Landsitzes Monticello als Ausdruck amerikanischer Identität weit hinter sich gelassen hatte, so öffnete Carnegie nun einen neuen Weg. Er zeigte, dass Hilfe weit mehr sein konnte als selbstloser Altruismus, zumal wenn dem misstrauten Staat, der die Einrichtung von Stiftungen steuerrechtlich belohnte, zusätzliche Gelder entzogen werden konnten. Es war daher kein Zufall, dass rasch andere Wohlhabende seinem Beispiel folgten. John D. Rockefeller investierte 1907 in den Kampf gegen den gefährlichen Hakenwurm, der damals nicht nur in weit entfernten Gebieten, sondern auch unter amerikanischen Arbeitern wütete, sowie 1915 in den Kampf gegen das Gelbfieber, das in Mittel- und Südamerika, insbesondere beim Bau des Panamakanals, erhebliche Opfer forderte. Heute gibt es in den USA rund 70 000 Stiftungen.

Carnegie selbst startete seine Stiftungsarbeit 1904 mit den in den folgenden Jahren weltweit kopierten Carnegie Hero Trust Funds, die Opfern und Helfern bei Unglücksfällen zur Seite standen. Sechs Jahre später wurde die Carnegie Endowment for International Peace ins Leben gerufen. Die Friedensstiftung, deren Präsidentschaft der ehemalige Kriegs- und Außenminister sowie spätere Nobelpreisträger Elihu Root übernahm, folgte gleichzeitig einer der besonderen politischen Interessen Carnegies, der sich zuvor als einziger Industrieller für die American Anti-Imperialist League engagiert hatte. Zu Carnegies Erbe gehörte darüber hinaus die weltweite Einrichtung von wissenschaftlichen Institutionen, die den alten evangelikalischen Gedanken einer möglichst breiten Volksbildung weiterverfolgten. Besonders sichtbar wurden die für Jedermann zugänglichen Bibliotheken, von denen bis heute rund 2500 entstanden. Außerdem hatte Carnegie bereits im Jahre 1900 sein eigenes Institute of Technology gegründet, um für seine Arbeiter eine eigene Ausbildungsstätte zu schaffen. Aus dieser Einrichtung und dem 1913 auf Initiative des Industriellen Richard Beatty Mellon ins Leben gerufenen Institute of Industrial Research in Pittsburgh (Pennsylvania) entstand

1967 die dortige Carnegie Mellon University. 1902 war schon die Carnegie Institution of Washington (heute: Carnegie Institution for Science) gegründet worden, die vor allem auf den Gebieten der Naturwissenschaften – auch der Eugenik – aktiv wurde. Am bekanntesten wurde allerdings Carnegies Engagement für die Musik. So finanzierte er bereits 1890 den Bau eines Konzerthauses in New York City, das als Carnegie Hall bis heute wegen seiner weltweit besten Akustik geschätzt wird. Das verbliebene Vermögen des Industriemagnaten floss 1911 in die ebenfalls als gemeinnützig angelegte Carnegie Corporation of New York.

Der wirtschaftliche Erfolg und die Entdeckung des Erfolgsmenschen erregten auch in der Öffentlichkeit ein derartiges Interesse, dass man damit eine ganze Literaturgattung ökonomisch am Leben halten konnte.<sup>90</sup> Die Economic Novel, die im Gilded Age aufkam, pries die Möglichkeiten des Kapitalismus ebenso wie sie auch die Ungerechtigkeiten thematisierte. *The Western Boy or, The Road To Success* von 1878 ließ einen Schuhputzer durch Protektion sozial aufsteigen. Der zwei Jahre später vorgelegte Roman *Stillwater Tragedy* zeigte wiederum die Macht eines Fabrikanten gegenüber Arbeitern, denen sogar Streiks nichts nutzten. In anderen Geschichten wurden renitente Arbeiter nicht nur entlassen, sondern, wie in *The Breadwinners* von 1884, sogar ihre Gewerkschaftsvertreter ermordet. Noch deutlicher fiel das Urteil der sozialkritischen Romane nach der Jahrhundertwende aus, wie sie Stephen Crane oder Jack London über die Ungerechtigkeiten des amerikanischen Erfolgsmodells vorlegten. Dies verhinderte indes nicht den Erfolg der Economic Novels, die eine Zeitlang ebenso reißenden Absatz fanden wie jene, die die Helden des Old West verklärten. Gerade die Bücher Horatio Algers, der im Wesentlichen den Aufstieg von benachteiligten Jungen beschrieb, wurden früh zu Bestsellern.

Carnegies Modell des Erfolgsmenschen, der dieses Ziel durch Bildung, Erziehung und Durchsetzungsvermögen, nicht durch Protektion erreicht, folgte in den USA eine bis heute andauernde Debatte über die Frage, was die Pädagogik dazu beitragen könne.<sup>91</sup> Wenn die US-Verfassung das aktive Streben nach Glück, nicht das Warten auf Erfolg als Grundsatz postulierte und Leistungsfähigkeit zum Merkmal gesellschaftlichen Erfolgs erklärt wurde, dann musste dies die Form und den Inhalt von Erziehung maßgeblich beeinflussen. Eine solche Vorstellung zog allerdings auch zwingend nach sich, dass der Misserfolg nur persönliches Versagen sein konnte. Dass es gerade an amerikanischen Bildungseinrichtungen immer wieder zu besonders blutigen Amokläufen kommt,

die als «Schulmassaker» dann die Titelseiten der Zeitungen dominieren, hat zwar viel mit der leichten Verfügbarkeit von Waffen zu tun, aber nicht zuletzt auch mit diesem Bild.

Evangelikale Tradition und Selfmademan-Ideologie beeinflussen die Erziehung in den USA bis heute maßgeblich. Die US-Gesellschaft ist in ihrem Kern überraschend autoritär geblieben. Erwerbsarbeit von Kindern und Jugendlichen galt vor allem im 19. Jahrhundert als harte, aber notwendige «Schule des Lebens». Strenge, bisweilen außergewöhnlich brutale körperliche Strafen für Kinder und Jugendliche, gelten mehrheitlich sogar bis heute als gerechtfertigte Ahndung von «Disobedient Behaviour» (Ungehorsam) – etwa gegenüber Autoritäten oder den Anforderungen der Leistungsgesellschaft – und sollen dazu dienen, sie wieder auf den «rechten Weg» zu führen. Nicht zuletzt unter Berufung auf einschlägige Bibelstellen blieb dieser Brauch in den USA im Vergleich etwa zu westeuropäischen Ländern länger üblich und sozial anerkannt.<sup>92</sup> Der gesellschaftliche Umbruch seit den 1960er Jahren veränderte dies erstaunlicherweise ebenso wenig wie zuvor die Menschenrechtscharta von 1948, die millionenfach verkauften Erziehungsratgeber des berühmten Benjamin Spock (*The Common Sense Book of Baby and Child Care*, 1946) oder aktuelle internationale Debatten um Kinderrechte. Als man 2010 eine repräsentative Umfrage unter Eltern durchführte, gaben noch immer 79 Prozent zu Protokoll, ihre Kinder zwischen drei und elf Jahren gewohnheitsmäßig körperlich zu bestrafen, womit die Zahl seit 1975 immerhin zurückgegangen war. Damals hatten dies noch 97 Prozent mitgeteilt.<sup>93</sup> So hatte sich eigentlich seit der Gallup-Umfrage von 1946, als sich 74 Prozent aller Amerikaner dafür aussprachen, nichts geändert.<sup>94</sup> Tatsächlich ist körperliche Züchtigung in den USA mit Ausnahme des Bundesstaats Minnesota nicht nur Eltern erlaubt, sondern in rund zwei Dutzend Bundesstaaten sogar in öffentlichen und Privatschulen zulässig. An der Tagesordnung sind körperliche Strafen im gesamten Bible Belt, wobei in den Südstaaten Texas und Mississippi besonders häufig und überwiegend farbige Kinder und Jugendliche geschlagen werden, wie eine im August 2008 veröffentlichte Studie ergab.<sup>95</sup> Auch die anhaltende Konjunktur sogenannter Boot Camps, Lagern, in denen versucht wird, renitente Jugendliche mit militärischem Drill zu brechen, zeigt, dass repressive Erziehungsmethoden nach wie vor anerkannt sind. Nicht zuletzt belegt dies auch der gigantische Erfolg des Buchs *Battle Hymn of a Tiger Mother* (*Die Mutter des Erfolgs. Wie ich meinen Kindern das Siegen beibrachte*) der chinesischstämmigen Autorin Amy Chua im Jahr 2011, in

dem die angeblich besseren Erfolgsquoten repressiver Pädagogik in der Kindererziehung beschrieben werden.

**Bildungssystem** Das institutionalisierte Bildungssystem in den USA hat dennoch zunächst viel von den Evangelikalen, insbesondere den Puritanern, profitiert, setzten diese doch bereits in der Kolonialzeit die Pflicht durch, Lesen und Schreiben zu lernen. Dies hing natürlich mit der Bedeutung der eigenständigen Bibelinterpretation zusammen, für die die Reformation schon in Europa gekämpft hatte. Seit den 1790er Jahren wurden – begründet von dem Fabrikbesitzer Samuel Slater in Rhode Island – Bibel- und Sonntagsschulen (Sunday Schools) zum Angebot vor allem für jene, denen ein regulärer Schulbesuch nicht möglich war. Sie haben sich bis heute mit zum Teil prominenten Lehrern, wie dem ehemaligen US-Präsidenten Jimmy Carter, auch für Erwachsene erhalten. Bereits in der Kolonialzeit wurde es zudem in bildungsbürgerlichen Haushalten Brauch, den Nachwuchs in teils weit entfernte, sogar ausländische Bildungseinrichtungen, insbesondere auf Militärschulen, zu schicken – auch, um die Loslösung vom Elternhaus zu lernen, die in den USA im Vergleich zu Europa traditionell spät stattfindet. Bis zur Einrichtung von Colleges durch den Morrill Act 1862 waren die beiden militärischen Ausbildungsstätten West Point (1802) und Naval Academy in Annapolis (1845) auch die einzigen Institutionen, die von der Bundesregierung finanziert wurden. Nicht nur Edgar Allan Poe allerdings verzweifelte dort. 1830 erzwang er nach nur einem halben Jahr seine Entlassung aus der Enge von West Point.<sup>96</sup> Mit Harvard in Massachusetts (1636) brachten die kolonialen Puritaner zudem die erste Universität der Neuen Welt auf den Weg. Mit der Westexpansion verbreitete sich nach und nach das Schul- und Universitätssystem über die gesamten Vereinigten Staaten.

Was die USA eigentlich als nationale Bildungspolitik anstrebten, blieb dagegen von Anfang an weitgehend vage. Ein übergreifendes «nationales Curriculum» gibt es bis heute nicht. «Republikanisch» und «amerikanisch» sollte freilich nicht nur die Erziehung, sondern vor allem auch die Bildung sein. Das europäische Bildungsideal lehnten Pädagogen wie Benjamin Rush, der seine Ideen in den *Thoughts upon the Mode of Education in a Republic* (1786) veröffentlichte, ebenso vehement ab wie eine zu theoretische Ausbildung. Zwar änderte sich die Einstellung zu Europa immer wieder, und französische oder deutsche Bildungsideale hatten gerade im 19. Jahrhundert immer wieder Konjunktur. Das heutige Bildungssystem der USA spiegelt jedoch eher die historisch entstandene Differen-

zierung.<sup>97</sup> Die Bundesregierung hat nach wie vor keinen Einfluss auf die Curricula. Einig ist man sich indes in der Überzeugung, dass mindestens Grundfertigkeiten vermittelt werden müssen. Zudem müssen staatliche Bildungseinrichtungen, das heißt die «Public Schools», die von 90 Prozent der Kinder und Jugendlichen durchlaufen werden, einen kostenfreien Schulbesuch von wenigstens elf Jahren bieten – unabhängig von Religion, Ethnie, eventueller Behinderung, Staatsangehörigkeit oder Geschlecht. Die Schulpflicht kann allerdings auch in teils extrem kostspieligen Privatschulen oder unter bestimmten Bedingungen als «Home Schooling» erfüllt werden. Letzteres ist als ein Zugeständnis gegenüber jenen christlichen Gruppen zu verstehen, die schon das öffentliche Schulsystem für eine Gefährdung ihres Glaubens halten.

Das auch K-12 (Kindergarten bis zur 12. Klasse) genannte heutige öffentliche System startet nach einer als «Preschool» bezeichneten Phase mit der «Primary (Elementary) School», deren erste Stufe der Kindergarten ist. Mit dem erfolgreichen Abschluss der «High School», das heißt der «Secondary School», einer in eine Junior- und Senior-Phase unterteilten Gesamtschule zwischen dem 11. und dem 18. Lebensjahr (bis zum «12th Grade»), steht der Weg in ein «College» offen. Die Colleges sind bereits den Universitäten angegliedert und schließen mit einem Bachelor Degree ab. Die eigentlichen Universitäten sind nur denen vorbehalten, die ein Master-Diplom oder eine Promotion (Doctoral Thesis) anstreben. Insbesondere der Eintritt in diese dritte Bildungsphase ist mit erheblichen Kosten verbunden, die jedoch zumindest teilweise durch ein im Vergleich mit Europa weitgespanntes Stipendiensystem abgedeckt werden können.

Dennoch gilt der Kernsatz der amerikanischen Gesellschaft, nach dem jeder den sozialen Aufstieg schaffen kann, wenn er sich nur genügend leistungsbereit zeigt, mittlerweile als überholt. Als 2003 von einem US-Forscherteam der Federal Reserve Bank in Boston die Einkommensmobilität der vorangegangenen dreißig Jahre, darunter der konjunkturstarke 1980er und 1990er Jahre, genauer unter die Lupe genommen wurde, stellte sich heraus, dass die Aufstiegsmöglichkeiten signifikant abgenommen hatten. Parallel dazu war die ungleiche Verteilung von Vermögen rasant angestiegen, was manchen an den Raubtierkapitalismus des Gilded Age denken ließ. Nur ein Prozent der US-Bevölkerung hielt zur Jahrtausendwende etwa 34 Prozent des Nettovermögens aller Haushalte in den Vereinigten Staaten.<sup>98</sup> Das eigentlich Erstaunliche bestand allerdings darin, dass dies selbst nach der globalen Finanzkrise 2008 zunächst nicht zum öffentlichen Protest führte – im Gegenteil. Der Regisseur Jamie Johnson, der 2003 und

2006 mit *Born Rich* und *The One Percent* zwei aufsehenerregende Dokumentarfilme über das Problem gedreht hatte, stellte 2011 überrascht fest, dass die Schmerzgrenze für die Ungleichverteilung in den USA nicht nur besonders hoch liege, sondern die amerikanische Bevölkerung – unabhängig von der Einkommenslage – häufig auch nur eine bessere Kontrolle der Finanzmärkte fordere. «In dieser Frage gibt es keinen Klassenkampf», war sein Resümee.<sup>99</sup> Seit der Entstehung der vor allem von jüngeren Amerikanern getragenen Occupy-Wall-Street-Bewegung, die seit Herbst 2011 eine grundsätzliche Reform des globalen Finanzmarkts fordert, schien das zunächst nicht mehr ganz so sicher. Auch sie blieb allerdings bis heute die Debatte einer Minderheit, wenngleich sie in vielen Ländern Nachahmer fand. Dass sich mit Mitt Romney 2012 schließlich ein republikanischer Präsidentschaftskandidat durchsetzte, der sein Millionenvermögen mit Spekulationsgeschäften erworben hatte, belegt ebenso Johnsons Beobachtung.

Weniger Einigkeit besteht bis heute in der Frage, welche staatliche Unterstützung weniger Leistungsfähige erhalten sollen und inwiefern der Staat sich in soziale Absicherungen, etwa die Krankenversicherung, einzuschalten habe. Die Anfänge des Wohlfahrtsstaats lagen in den USA bezeichnenderweise erst in den 1930er Jahren – nach dem bislang größten Einbruch der US-Wirtschaft in der Großen Depression. Damals hatten viele europäische Staaten schon vor Jahrzehnten Sozialversicherungen eingeführt. Aber selbst die beschränkten Maßnahmen, die Präsident Franklin D. Roosevelt im Rahmen seines «New Deal» mit einer staatlichen Arbeitslosen- und Rentenversicherung einführte, wurden als «sozialistisch» und «unamerikanisch» massiv bekämpft. Auch die weiteren Anläufe in dieser Sache gingen von den Demokraten aus. Präsident Lyndon B. Johnsons Great-Society-Projekt blieb aufgrund der Kosten für den Vietnamkrieg in den Anfängen stecken, wenngleich bestimmte Erweiterungen in der staatlichen Unterstützung von Bedürftigen, etwa Gesundheitsfürsorge (Medicaid), Lebensmittelmarken (Food Stamps) und Sozialwohnungen (Public Housing), durchgesetzt wurden. Seit dem Welfare Reform Act of 1996 unter der Präsidentschaft Bill Clintons wurde zwar auch die Sozialhilfe ausgeweitet, jedoch reicht sie bei Weitem nicht an die Leistungen westeuropäischer Staaten heran. Erst der 2010 unter Barack Obama nach mehreren Gesetzgebungsanläufen in beiden Häusern des Kongresses verabschiedete Health Care and Education Affordability Reconciliation Act soll jedem Amerikaner eine Krankenversicherung ermöglichen. Nach wie vor ist aber die von vielen als «sozialistisch» angesehene Reform in der US-Gesellschaft umstritten.<sup>100</sup>

**Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: [www.chbeck.de](http://www.chbeck.de)**